



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Quell als ein Zeichen, daß sich alles nach Euerm Wunsch fügen wird, und laßt uns wohlgenut nach Eintra hinunterreiten. Die Sonne scheint auf den Weg hinab nicht heißer, als sie Euch aufwärts auf dem Pfade zum heiligen Kreuz geschienen hätte.

Ihr sprecht die Wahrheit! entgegnete Camoëns lächelnd. Wenn Ihr denn durchaus, wie vor Zeiten in Indien, mein Berater, Haushalter und Vormund sein wollt, so darf ich nur mein Glück preisen, daß mich Euch begegnen ließ, und bin zu Euern Diensten!

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Eine deutsche Ausstellung. Seit Jahrzehnten wogt unablässig der Kampf zwischen den Ausstellungsfanatikern und den mehr oder weniger entschiednen Gegnern des Ausstellungswesens, und man sollte daher glauben, daß alle Argumente für und wider bereits erschöpft seien. Der Abgeordnete Baumbach hat uns indes eines andern belehrt, indem er in der Reichstagsitzung am 11. Dezember v. J. die Regierung zu einer Rundgebung für die geplante deutsche Ausstellung in Berlin im Jahre 1888 zu bestimmen versuchte. Die Wendung, daß eine solche Ausstellung „das Band zwischen Norden und Süden enger knüpfen“ werde, kam allerdings nicht als neu bezeichnet werden, höchstens als beinahe wieder neu, da vorsichtige Leute sich abgewöhnt haben, angesichts unsers kriegerischen Zeitalters die Verbrüderung der Nationen und Stämme durch Industrie-Ausstellungen auszuspielen. Aber er fand auch, daß diejenigen Industriellen, welche Zollschutz für die nationale Arbeit verlangen, verpflichtet seien, „eine Probe auf die erzielten Resultate zu machen,“ weil es sonst leicht scheinen könnte, daß „sich die deutsche Industrie schämen müßte, ein Gesamtbild ihrer Leistungen zu geben.“ Hätten die Herren Linksliberalen uns nicht abgehärtet, so würden wir die Hände über den Kopf zusammenschlagen über die Leichtfertigkeit, mit welcher da in den Tag hinein geredet wird. Als ob eine Ausstellung jemals ein vollständiges und treues Gesamtbild der Leistungen der ganzen Industrie gewähren könnte, und als ob die wahren Proben nicht tagtäglich gemacht würden! In wessen Interesse ereifert sich der Herr überhaupt? Er selbst steht, so viel wir wissen, der Industrie fern (denn die Fabrikation hohler Phrasen wird noch nicht zur Industrie gerechnet), und der Industrie muß doch wohl das entscheidende Urteil darüber zustehen, ob eine Ausstellung ihr Nutzen verheiße oder nicht. Diesen Standpunkt würden auch Herr Baumbach und Genossen sicherlich einnehmen, wenn die gewerblichen Kreise in ihrer Mehrheit sich für das Unternehmen ausgesprochen hätten; nun sie sich dagegen erklären, gilt natürlich ihre Stimme nichts! Die einzig korrekte Haltung ist diejenige, welche die Regierung einnimmt, und es war nach solchem Gesunkener wahrhaft wohlthuend, aus dem Munde des Staatssekretärs von Bötticher zu vernehmen, daß nicht beabsichtigt werde, für eine Ausstellung, für welche sich weder Industrie noch Handel zu erwärmen vermöchten, Reichsmittel aufzuwenden.

Das ist ja eben das Unglück, daß in der Regel beide Parteien außer Augen lassen, um wen und um was es sich bei einer solchen Frage überhaupt handelt. Wir haben nun wahrlich Erfahrungen genug gesammelt, um die abgestandnen Redensarten von der großen Kulturaufgabe der Ausstellungen u. s. w. nach ihrem wahren Werte beurteilen zu können. Geschäftssache ist das Ganze. Die Industrie macht aber in den seltensten Fällen bei den Ausstellungen ein Geschäft, welches den

Aufwand rechtfertigte, das politische Nebengeschäft kann manchmal glücken, aber auch völlig mißglücken (wie 1878 in Paris und 1882 in Triest), zufrieden sind gewöhnlich Gastwirte und Konforten, aber die Rechnung des Gesamtunternehmens schließt, wenn es im großen Stile angefaßt ist, fast ausnahmslos mit einem Defizit ab. Glauben der Gewerbestand überhaupt und die auf den Fremdenzufluß spekulirenden Geschäftsleute am Ausstellungsorte es darauf hin wagen zu können, wollen sie die Kosten auf alle Fälle garantiren — weshalb sollte man ihnen das Vergnügen oder die Lehre nicht gönnen? Aber es ist merkwürdig, daß gerade die gern an allem Notwendigen sparenden Parteien am raschesten bei der Hand zu sein pflegen, einige Millionen für ein großes Volksfest zu bewilligen, als ob in solchem Falle das Geld nicht von dem Steuerträger aufgebracht werden müßte. Will man denn noch immer nicht begreifen, weshalb die Engländer, welche die erste allgemeine Ausstellung in Szene gesetzt haben, sich mit der ersten Wiederholung begnügen? seit dreiundzwanzig Jahren den andern Nationen die kostspielige Unterhaltung neidlos überlassen? sogar die Weltausstellungen an andern Orten nur sehr spärlich beschicken?

Aber in Berlin soll ja keine Welt-, sondern eine nationale Ausstellung veranstaltet werden! Dadurch wird das Unternehmen freilich weniger riskant, aber, da eben die deutsche Industrie sich der Idee gegenüber so kühl verhält, desto überflüssiger. Finden sich alle Völker zusammen, so ist immer darauf zu rechnen, daß unserm Gewerbefleiß neue Anregungen gegeben werden. Bei der Lage Berlins ließe sich vielleicht eine reichlichere Beschickung vom Norden und Nordosten her erwarten, so wie die Wiener Ausstellung von der Nähe des Orients Vorteil zog. Und für die Aussteller bleiben die Kosten die gleichen, ob nur sein Land oder alle Länder zur Beteiligung eingeladen sind.

Nun ist noch besonders zu beachten, daß die Ablehnungen zum größten Teile von Industriezweigen kommen, welchen verhältnismäßig geringere Opfer würden zugemutet werden. Die Großindustrie braucht meistens nicht eigne Ausstellungsstücke anfertigen zu lassen, sondern wählt von ihren Fabrikaten Proben aus, welche geeignet sind, dem Fachmann die günstigste Meinung beizubringen. Ihr Publikum sind die Fachmänner, die aber niemals die erwünschte Besucherzahl stellen werden. Das große Publikum wird erfahrungsgemäß angezogen durch die im Gange befindlichen Maschinen, von deren Konstruktion, Neuerungen, Leistungsfähigkeit u. s. w. es beim Verlassen des Raumes gewöhnlich ebensoviel weiß wie vor dem Eintritt, und durch die Erzeugnisse der Kunstindustrie. Mag hier das Verständnis oft auch nicht größer sein, so glauben doch die meisten etwas von der Sache zu verstehen, urteilen oder schauen wenigstens mit Interesse. Und die Dinge, welche da zu schauen sind, haften leicht im Gedächtnis. Der Vergnügungszügler erinnert sich ganz gut, ob er ein Mobiliar, ein Service u. s. w. schon vor einem Jahre oder einigen Jahren in einer andern Stadt gesehen hat. Mit der Kunstindustrie beschäftigen sich ferner die Zeitungsberichterstatter am ausführlichsten. Und wenn das Programm ja das Vorführen von Arbeiten ältern Datums gestattete, würden die Referenten, die alle Ausstellungen besucht haben und längst übersättigt sind, es bitter rügen. Da also muß alles neu, neu in Idee und Ausführung sein. Und das erfordert sehr viel Geld. Es kann wieder hereingebracht werden, aber man halte nur Umfrage bei Firmen, die seit längerer Zeit bestehen, welche Erfahrungen sie in dem Punkte gesammelt haben.

Wenn sie trotzdem sich immer wieder ködern lassen, so ist das, wie gesagt, ihre Sache. Als solche möge man es auch betrachten, und deshalb mögen die Ausstellungsdilettanten von rechts und links sich nicht hineinmischen. Daß das Aus-

stellungswesen sich bereits völlig überlebt habe, ist eine Uebertreibung; aber wenn man fortfährt, es als Sport zu betreiben, wird es in der That bald zu Tode gehezt sein. Um es davor zu bewahren, könnte vielleicht eine Steuer (aber eine hohe!) von denen erhoben werden, die der Geschäftswelt einreden wollen, sie müsse aus Patriotismus, aus Liberalismus, zum Besten der Zivilisation u. s. w. in den sauern Apfel beißen, nicht minder von denen, die als General- oder Abteilungsdirektoren oder als Mitglieder der beliebten „großen Kommission“ eine Rolle zu spielen wünschen, und der doppelte Betrag, wenn sie auf Orden spekuliren. Irren wir nicht, so würde sich dadurch die Zahl der Enthusiasten, welche immer bereit sind, andre ins Feuer zu schicken, erheblich vermindern.

Literatur.

Bayard Taylor. Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace C. Scudder. Uebersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes, 1885.

Diese Uebersetzung der Lebensgeschichte Bayard Taylors ins Deutsche hat ihre volle innere Berechtigung in den mannichfaltigen und innigen Beziehungen, die der amerikanische Schriftsteller und Staatsmann zu Deutschland hatte. Schon von frühesten Jugend auf schwärmte er für alles Deutsche; die erste seiner vielen Reisen war zu uns gerichtet. Den Winter von 1844 auf 45 verbrachte der neunzehnjährige Korrespondent des Newyorker Tribuns in Frankfurt a. M., ganz dem Studium der deutschen Literatur ergeben. Auf einer Reise in Aegypten lernte er 1851 seinen liebsten Freund Busleb, einen Deutschen aus Thüringen, kennen, in dessen Hause er mit seiner spätern Gattin bekannt wurde, einer Deutschen, der Tochter des Astronomen Hansen in Petersburg. Seine Vertrautheit mit der deutschen Sprache ermöglichte ihm die berühmte Uebersetzung von Goethes „Faust“ ins Englische, die seine Landsleute der meisterhaften Uebersetzung Dantes durch Longfellow an die Seite setzen. Jahrzehntelang trug sich Taylor mit dem Plane und den Vorbereitungen zu einer umfassenden Lebensbeschreibung Goethes und Schillers zugleich; aber als er in seiner Stellung als Botschafter der Vereinigten Staaten am deutschen Kaiserhofe endlich seinen Plan verwirklichen zu können hoffte, da rief den überangestregten Mann ein früher Tod (19. Dezember 1878) ab, und all die Arbeit blieb resultatlos.

Der Biograph bemerkt einmal mit Recht: „Bayard Taylors Energie und Schaffenskraft überstieg das gewöhnliche Maß europäischer Begriffe um ein Bedeutendes“; die Geschichte seines arbeitsvollen Lebens und schließlich tragisch ergreifenden Schicksals bezeugt es. Es kann als vorbildlich für das vieler Schriftsteller unsrer Zeit gelten, die den Streit zwischen Kunst- und journalistischer Produktion in sich auszumachen haben, und über dem Drange der materiellen Ansprüche des Lebens nicht zur Befriedigung ihres eigentlichen höhern Berufs gelangen: vorbildlich deswegen, weil Bayard Taylor ganz außerordentliche Erfolge und dementsprechende Einnahmen als Journalist hatte, und bei alledem sich nach der Stille des Poetenwinkels vergebens sehnte, und als er sie endlich doch fand, so erschöpft und überarbeitet war, daß er sterben mußte.

Bayard Taylor muß eine ganz ungewöhnlich begabte und liebenswürdige Erscheinung gewesen sein. Er hatte u. a. ein seltenes Sprachtalent: er besuchte Schweden und lernt in Kürze Schwedisch; er kommt nach Griechenland und beherrscht bald das Neugriechische; in Petersburg, die Geschäfte der Botschaft versehend,